



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Franzosen und ihre Berühmtheiten : eine Reihe von Portraits. II. :  
George Sand.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Die Franzosen und ihre Berühmtheiten.

Eine Reihe von Portraits.

### II.

#### Georges Sand.

Ehrwürdiger, lieber Herr! — Ich bekenne vor Gott und Ihnen, daß ich eine arme pädagogische Sünderin bin, und viele Gebote Rousseau's und Campe's übertreten habe. Ich bekenne, daß ich nie einen Grundsatz einen Monat lang treu befolgt, sondern nur ein Paar Stunden. Jean Paul. Levana.

Nie kann eine Frau vergessen zu lieben, sie möge dichten oder herrschen. Statt der Kinder suchen dann die genialen die Männer. Sie wollen von diesen geliebt sein, wie Weiber, lieben aber selber wie Männer. So werden sie dann als fliegende Fische zwischen zwei Elementen, zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit, von beiden verwundet und in zwei Reichen verfolgt. Sie werden alsdann desto unglücklicher, je weiter ihr geistiger Umkreis sich auszieht; z. B. eine Dichterin wird's mehr, als eine Malerin.

Ebendasselbst.

Keinem unter den neueren französischen Dichtern hat die deutsche Gesellschaft, in Liebe, wie in Haß, eine solche Summe von Theilnahme zugewandt, als dem weiblichen Dichter, der den Namen Sand angenommen hat, ein Name, der in einer früheren Zeit bei der deutschen Jugend noch andere Aufregungen hervorgebracht hat, als literarische. Wir sagen absichtlich die Gesellschaft, d. h. jene Masse, die um eine Stufe höher als das Publikum steht, ohne dieses auszuschließen; die ihre Elemente aus allen Ständen nimmt und die Repräsentantin der nationalen Bildung ist. Nicht wie Corneille und Racine ist die Sand ein vorübergehender Lurusdichter der deutschen Aristokratie geworden; nicht wie ihre andre romanschreibenden Landsleute hat sie blos Futter für Leihbibliotheken geliefert: ihr Geschick war ein höheres: ihr öffneten sich Hütten und Paläste zugleich. Die deutsche Jugend erschloß ihr mit Begeisterung ihre Herzen und die graubemoosten deutschen Gelehrten, die mür-

rischste Aristokratie der Welt, wurden gezwungen, sie zu beachten. Nicht bloß das junge Deutschland, die leichtfüßigen Ritter der neueren Literatur, legten ihre Lanzen zu Schimpf und Ernst für oder gegen sie ein, sondern auch graue Helden, deren Namen in literarischen Turnieren kaum mehr erschienen, ritten in die Schranken, und mit Erstaunen sah man sogar den alten, ehrwürdigen Schlosser aus den geschichtlichen Hallen des achtzehnten Jahrhunderts heraustreten, um mit breitem Schwerte gewaltige Hiebe gegen die verführerische Frankendame und ihre Verehrer zu führen. Die folgenden Zeilen nehmen keinesweges das undankbare Amt der Schiedsrichterschaft in Anspruch; sie wollen nur erzählen, erklären und ergänzen.

In den ersten Jahren der Restauration öffnete an einem schönen Morgen das aristokratische Kloster der Englischen Fräulein, das in der Straße St. Victors-Graben zu Paris gelegen war und zu jener Zeit im alleinigen Besitze des Monopols der Erziehung vornehmer junger Damen stand, einer jungen und interessanten Pensionairin seine kleine Eingangspforte.

Die Neuangelangte, die etwa vierzehn Jahr alt sein mochte, kam aus der Provinz Berry. In religiöser Beziehung schien der Unterricht des jungen Mädchens arg vernachlässigt worden zu sein; denn die guten Schwestern bemerkten mit allem Entsetzen der glühendsten Frömmigkeit, daß die Kleine, wenn sie sich bekreuzigen sollte, dies mit einem so freigeistlich-linkischen Wesen that, daß man sofort einen Mangel an aller Uebung in dieser frommen Handbewegung wahrnahm. Im Uebrigen war sie ein hübsches, etwas dunkelfarbiges Kind; ihre scharf markirten Züge athmeten eine Art wilden Stolzes; die ziemlich unbarmherzigen Blicke, mit denen im Kloster, wie im Gynnasium, die neuen Ankömmlinge und in jeder großen Stadt die frisch angelangten Provinzbewohner ohne Schonung durchgemustert werden, ertrug sie ohne allzugroße Verlegenheit. Ihrem ganzen Wesen war ein solcher Stempel ländlicher Ungebundenheit aufgeprägt, daß schon nach Verlauf einiger Tage ihre vornehm-spöttischen Gefährtinnen ihr einstimmig den Beinamen „der Junge“ gegeben hatten. In Betreff ihrer Abkunft und ihres Vermögens konnte die Neuangekommene mit den stolzesten und reichsten Erbtöchterinnen Frankreichs einen Rangstreit eingehen; denn wenn sie väterlicherseits auch nur von einer Familie reicher Financiers abstammte, so hatte

sie dagegen von Seiten ihrer Großmutter nichts weniger, als königliches Blut in ihren Adern und zudem beinahe halb-deutsches.

Es ist allgemein bekannt, daß Moriz, der sogenannte (französische) Marschall von Sachsen, ein natürlicher Sohn August's II., Königs von Polen und der schönen Gräfin von Königsmark war. Als so tapferen Krieger der Marschall sich auch stets zeigte und aus so vielen Schlachten er auch als Sieger hervorging, so konnte er doch die ihm, als einem Sohne der Liebe, angeborene Neigung zu gewissen Herzensschwächen nicht überwinden. Ein Zeugniß solcher Herzensschwäche war eine im Jahre 1750 geborene und nach dem Tode des Marschalls durch einen Parlamentsbeschuß rechtskräftig als solche anerkannte Tochter, Maria Aurora. Diese Dame war zuerst an einen Grafen von Horn verheirathet gewesen, aber bald Wittwe geworden. Nach einer kurzen, im Umgange mit den geistreichsten Männern jener Zeit verbrachten Zurückgezogenheit in der Abbaye-aux-Bois heirathete sie den Sohn eines der reichsten Generalpächter jener Zeit, der selbst ebenfalls Generalpächter der Privatdomäne Berry war und lebte mit diesem ihrem zweiten Gatten, H. Dupin de Francueil, in der entlegenen Provinz. Im Jahre 1786 ward sie zum zweiten Male Wittve, mit einem Sohne, Moriz Dupin. Dieser letztere, der sich sehr früh verheirathet hatte, war während der Kaiserzeit in der militairischen Laufbahn schon bis zu einem ziemlich hohen Grade gestiegen, als er plötzlich durch einen Sturz vom Pferde starb, indem er eine einzige, im Jahre 1804 geborene Tochter hinterließ, die, gleich ihrer Großmutter, Maria Aurora hieß, und deren Erziehung dieser gänzlich überlassen blieb.

Dieses Mädchen, die jezige Georges Sand, ward anfangs nach Jean Jaques Rousseau's Grundsätzen erzogen; sie war ein kleiner Emil im Unterröckchen. Den ganzen Tag über ließ man sie nach Herzenslust an den Ufern der Indre (eines kleinen Flüsschens) herumlaufen und nach Schmetterlingen haschen. Des Abends, wenn sie von ihrem abenteuerlichen Umherschweifen nach Hause kam, hörte sie im Salon märchenhafte Geschichten erzählen von der Pracht und Herrlichkeit des alten Hofes zu Versailles, von den Vergnügungen zu Trianon, von den Geheimnissen des Hirschparks, von den Wüstlingen und von den Freigeistern jener Vergangenheit, welche die glänzende Jugendepoche ihrer Großmutter gewesen, auf der daher

die Erinnerungen derselben am liebsten verweilten. Diese Erzählungen sind für die Zukunft Georges Sand's nicht ganz verloren gegangen. Denn man irrt sich wohl nicht, wenn man in Jugenderinnerungen dieser Art eine Erklärung für den sonst ziemlich befremdlichen Umstand sucht, wie es einem so originellen, in Charakteristik, Entwicklung und Darstellung seiner Figuren so durchaus modernen, so tief eindringenden und in seiner Sprache kräftig leidenschaftlichem Talente möglich werden konnte, in einzelnen kleineren Novellen ganz aus seinem Ideenkreise herauszugehen, sich in eine weit hinter uns liegende Epoche zu versetzen und eine Reihe vollkommen wahrer Miniaturportraits von den eleganten Gewohnheiten und den oberflächlichen Leidenschaften der „guten alten Zeit“ sogar in der spiegelglatten Sprache derselben zu geben.

Als die Rückkehr der Bourbonen nach Frankreich eine Epoche der religiösen Reaction herbeiführte, dachte Madame Dupin, es sei Zeit, ein wenig von ihrer philosophischen Methode abzuweichen und ihrer Enkelin eine Erziehung angedeihen zu lassen, die mit der Stellung, zu der ihre Geburt und ihr Vermögen sie einst in der Welt berufen würden, in Einklang stände.

Damals also mußte das schöne, bisher ländlich frei erzogene Kind seine geliebten Thäler und Schluchten in Berry mit dem Aufenthalt in Paris vertauschen und in's Kloster der Englischen Fräulein treten. Die ersten Eindrücke, die ihre geringe katholische Frömmigkeit und ihr knabenhaftes Benehmen, wie wir oben erzählt, bei Lehrerinnen und Gefährtinnen hervorriefen, hielten nicht lange an. Denn kaum hatte die junge Pensionairin einige Monate im Kloster verbracht, so war eine solche Veränderung mit ihr vorgegangen, daß es unmöglich war, sie wieder zu erkennen. Seine glühende und schnellbewegte Einbildungskraft, die sich später in den hastigen Gedankensprüngen der großen Schriftstellerin so leicht beschwingt zeigte, begann damals ihre erste mächtige Kundgebung und Offenbarung. Die Majestät und die Pracht der religiösen Ceremonien des Katholicismus und das einförmige Leben in der frommen und friedlich stillen Atmosphäre des Klosters, hatten in dieser rasch empfänglichen Seele eine tiefe und vollständige Umwälzung zu Wege gebracht. Die junge Aurora war plötzlich von einer solchen Andachtsglut ergriffen, daß ihr die Klosterregel nicht hart und ihre Aus-

übung nicht streng genug schien. Die Vorsteherin des Klosters sah sich sogar oft bewogen, ihre religiöse Ueberspannung aus Rücksicht auf ihre Gesundheit herabzustimmen.

Sechs Jahre später lebte in dem Schlosse Rohant in Berry eine Frau ein unerquickliches Leben. Es war dies die fromme Pensionairin aus dem Kloster der Englischen Fräulein, welche den Verlust ihrer Freiheit beweinte und ein Joch verwünschte, das sie bald abzuschütteln bestimmt war. Sie hatte, nachdem sie kaum das Kloster verlassen, ihre Großmutter durch den Tod verloren. Ihrer beiden Eltern schon früh verlustig, hatte sie in dieser einzigen Verwandtin den letzten Führer, die letzte Stütze in der Welt verloren. Sie stand nun vereinsamt, dabei jung und reich da und hatte sich, unerfahren und unkundig ihres inneren, noch nicht klar erwachten Wesens und poetischen Berufes zu einer jener Convenienzheirathen bereden lassen, die in der vornehmen Welt so sehr häufig sind und deren traurige Resultate eines der mächtigsten Argumente in den Händen derer wurden, welche gegen das Institut der Ehe überhaupt ihre Angriffe richten. Lebhaft und für alle Eindrücke empfänglich, wie Indiana; unschuldteusch und in reinem, jugendlichem Enthusiasmus erglühend, wie Valentine; stolz und unzähmbar, wie Laetia, sah sie sich mit einem Mann vereint, der nach langjährigen Diensten in der kaiserlichen Armee sich ruhig auf seine Güter zurückgezogen hatte. Gediente Militärs sind aber unter allen Gattungen von Ehemännern sicherlich mit die langweiligsten und prosaischesten; denn die meisten haben die Summe von Poesie oder poetischer Empfänglichkeit, welche die Natur in ihre Seele gelegt haben kann, in dem an aufzehrenden Erlebnissen so reichen Kriegerleben verausgabt und, wenn sie in das friedliche Leben am häuslichen Herde zurückkehren, suchen sie nichts mehr, als was ihnen so lang gefehlt hat, nämlich geistige und körperliche Ruhe. So war auch Baron Dudevant, der ältliche Gatte der jungen Aurora Dupin, ein sehr würdiger Landedelmann, der in dem sturmvoll rauhen Lagerleben der Kaiserzeit eine volle Schule durchgemacht und der nun alle feineren Raffinements des Herzens und alle innigere Zartheit der Gesinnung für Thorheiten und Seifenblasen hielt. Er war ein Mann, der dem materiell-prosaischen Leben seine volle Geltung angedeihen ließ, kein allzugroßer Gelehrter und Bücherfreund, dabei im Um-

gange und den äußeren Formen etwas rauh — so weit man nach einigen Details eines bekannten Processes schließen kann —, sonst und in allem Uebrigen aber der beste Mensch von der Welt.

Die ersten Jahre dieses neuen Lebens verfloßen, wenn auch nicht glücklich, doch wenigstens in Frieden. Die junge Frau drängte die überströmende innere Lebenskraft in die Tiefen ihrer Seele zurück; sie litt, aber sie kämpfte tapfer gegen ihr Leiden an und rief viel körperliche Bewegung, Bücher, und vor Allem das große Buch der Natur zu Hilfe, für welche letztere Georges Sand eine ganz besondere Fähigkeit gewaltiger und tief eindringender Anschauung erhalten zu haben scheint.

Im Jahre 1825 ward Madame Dudevant von ihrem Manne in die Pyrenäen geführt. Die Eindrücke dieser Reise, der Anblick einer großartigen und wilden Natur, eine erste, einen Augenblick lang wahrgenommene Illusion, dies Alles weckte die Phantasie der Dichterin und das Herz des Weibes, die beide noch immer halb schlummerten, vollends auf. Die natürliche Folge davon war, daß nach ihrer Rückkehr in das trockene, eintönig dürre Leben der Alltäglichkeit das Gewicht ihrer Kette schwerer auf ihr lastete und unerträglicher schien, als je.

Endlich, nach vielen inneren Kämpfen, nach vielen schmerzreichen Scenen, deren bittere Erinnerung auf mehr als einem Blatte in Georges Sand's Schriften zu lesen ist, verschaffte sich die Gattin auf gewaltsamem Wege ihre Freiheit, nahm die Dichterin ihren Aufbruch in leichtere Regionen, und eines Tages im Jahre 1828 suchte man die Schloßherrin von Nohant vergebens: sie war verschwunden. Was aus ihr geworden war? Man wußte es nicht.

Aus einer Quelle, die wir für eine sehr zuverlässige zu halten berechtigt sind, schöpfen wir ein Factum, das in jene Zeit fällt und das getreu die Schwankungen einer edlen, glühenden und rastlos strebsamen Seele malt.

Der Geistliche, welcher als Beichtvater in dem Kloster der Englischen Fräulein ehemals Gewissensrath der jungen Aurora Dupin gewesen war, kam eines Tages zu der Vorsteherin dieser Anstalt mit der Bitte, ihm eine Gunstbezeugung zu bewilligen. Er erzählte ihr, daß eine seiner Beichttöchter, eine ehemalige Pensionairin

des Klosters, sich in einer peinlichen, dornenvollen Lage befinde und in der Erziehungsanstalt einige Monate in frommer Zurückgezogenheit zu verbringen wünsche. Die Vorsteherin antwortete anfangs abschlägig, indem sie den Gebrauch und das Reglement ihres Hauses als Hindernisse angab; aber der Geistliche ließ nicht mit Bitten ab und erlangte endlich die Gewährung seines Gesuchs. So trat die Flüchtlingin des Schlosses Rohant wieder über die Schwelle jener friedlichen Zufluchtsstätte, in welcher ihre ersten Jahre rein und in glühendheißer Andacht verfloßen waren. Aber das Genie verlangte seine Beute zurück und so kehrte sie nach wenigen Tagen unvermuthet wieder in die Welt, um sich an alle Zufälligkeiten dieses Daseins hinzugeben, an alle Leidenschaften, an alle Freuden und an alle Leiden einer außergewöhnlichen Existenz, eines poetischen Berufes.

Wir stehen nun an der Schwelle jener Periode im Leben unserer Heldin, die höchst delicateser Natur ist und deren Erzählung unendliche Schwierigkeiten bieten würde. Die geneigten Leser dieser Blätter werden aus den bisher von uns gegebenen Charakteristiken ersehen haben, daß wir uns ein unverbrüchliches Gesetz daraus gemacht haben, streng innerhalb der engsten Schranken der Convenienz zu bleiben. Denn wir glauben, daß es einem Biographen vor Allem ansteht, würdevoll zu erzählen und besonders, wenn es sich wie hier, von einer Person handelt, die von ihrem Lebensbeschreiber zwar, je nach seiner individuellen Ansicht, Lob, Tadel oder Bedauern erwarten kann, die jedenfalls aber und zwar, weil ein hervorragendes Genie und eine Dame, mit doppeltem Rechte eine achtungsvolle Behandlung verlangen darf. Wir wollen also, um unsern Lesern wenigstens so viel Thatsächliches zu offenbaren, als möglich ist, Georges Sand selbst sprechen lassen und setzen zu diesem Zwecke eine Stelle aus den bisher in Deutschland so wenig bekannt gewordenen Briefen eines Reisenden\*) in getreuer Uebersetzung hieher.

\*) Wir werden im Laufe dieser Charakteristik noch öfter Stellen aus diesem Buche entlehnen, ohne es jedoch, weil wir nicht einförmig und ermüdend sein wollen, immer zu nennen. Anführungszeichen werden dem geneigten Leser hinreichen, um zu erkennen, wo wir Georges Sand's eigene Worte geben.

„Wenig liegt mir daran, alt zu werden; viel wäre mir daran  
 „gelegen, nicht allein zu altern; aber ich habe das Wesen nicht  
 „gefunden, für das ich hätte leben und sterben mögen; oder sollte  
 „ich es gefunden haben, so habe ich es nicht zu bewahren gemußt.  
 „Höre eine einfache Geschichte und weine. Einst gab es einen gu-  
 „ten Künstler; der hieß Watelet und verstand in Stahl zu stechen,  
 „besser als irgend Jemand in seiner Zeit. Er liebte Margareta  
 „Lecomte und lehrte sie in Stahl stechen, so gut wie er selbst. Sie  
 „verließ ihren Gemahl, ihre Güter und ihr Vaterland, um hingu-  
 „ziehen und mit Watelet zu leben. Die Welt fluchte ihnen. Dann  
 „aber, da sie arm und bescheiden waren, vergaß man ihrer. Vier-  
 „zig Jahre später entdeckte man in der Umgegend von Paris, in  
 „einem kleinen Häuschen, das die schöne Mühle hieß, einen  
 „Greis, der in Stahl stach, und eine greise Frau, die er seine  
 „Müllerin nannte und die auch in Stahl stach, an demselben Tische  
 „sitzend. . . . . Die letzte Zeichnung, die sie stachen, stellt  
 „die schöne Mühle, Margaretens kleines Haus vor, mit der Unter-  
 „schrift: *Cur valde permutem Sabinâ divitias operosiores?* Dieser  
 „Stahlschnitt hängt eingerahmt in meinem Zimmer über meinem Por-  
 „trait, dessen Original hier Niemand gesehen hat. Ein Jahr lang  
 „hat das Wesen, welches mir dieses Portrait gegeben, sich jede  
 „Nacht mit mir an den kleinen Tisch gesetzt und derselben Arbeit  
 „gelebt, wie ich. Bei Tagesanbruch frugen wir einander über un-  
 „sere Arbeiten um Rath und verzehrten mitsammen an demselben  
 „kleinen Tischchen ein kleines Frühstück, indem wir von der Kunst,  
 „von unseren Gefühlen und von der Zukunft sprachen. . . . Die  
 „Zukunft hat uns nicht Wort gehalten. . . . Bete für mich, Mar-  
 „gareta Lecomte!“

An diese Erzählung knüpft sich mehr oder minder das folgende Ereigniß:

Einige Zeit nach der Juli-Revolution erschien ein Buch unter dem Titel „Rose und Blanche“ oder „Nonne und Schauspielerin.“ Dieser Roman, der sich Anfangs unbemerkt unter der Menge verlor, hatte das Glück, in die Hände eines intelligenten Buchhändlers als Lectüre zu gerathen; er las ihn und überrascht von dem beschreibenden Reichthum, der in einzelnen Schilderungen herrschte, so wie von der Neuheit der Situationen, erkundigte er sich nach der Woh-

nung des Verfassers; man wies ihn in ein mehr als bescheidenes Hotel garni. Er stieg in ein kleines Zimmer im fünften Stock hinauf und fand daselbst einen jungen Mann, der an einem Tischchen saß und schrieb, während eine junge Frau neben ihm Blumen colorirte. Es war dies Paar Watelet und Margareta Lecomte. Der Buchhändler sprach von dem Buche und da fand sich, daß Margareta, die das Bücherschreiben eben so gut, ja wohl noch besser verstand, als ihr Watelet, von dem in Rede stehenden Buche ein gut Theil und zwar die besseren Partien geschrieben hatte. Nur verband sie, weil die Bücher sich schlecht oder gar nicht verkauften, mit ihren schriftstellerischen Beschäftigungen die einträglichere Arbeit einer Coloristin. Durch das günstige Urtheil des Buchhändlers ermuthigt, zog sie aus einer Schublade ein gänzlich von ihrer Hand geschriebenes Heft hervor; der Buchhändler prüfte es oberflächlich, kaufte es, wie man sagt, zu einem spottbilligen Preise und hätte es vielleicht zwanzig Mal so theuer bezahlen dürfen, ohne ein schlechtes Geschäft zu machen; denn es war das Manuscript von Indiana. Kurze Zeit darauf verließ Margareta Lecomte ihren Watelet, nahm ihm für immer die eine Hälfte seines Namens, nannte sich nun Georges Sand und hat aus dieser Namenshälfte sich einen vollen Namen zu machen gewußt.

Seitdem sind etwa zwölf Jahre verflossen und Georges Sand hat fast vierzig Bände veröffentlicht. Die Kritik hat sich derselben als einer willkommenen Beute bemächtigt und hat, wenn man die verschiedenen Länder Europas zusammenrechnet, über diese Romane vielleicht zwei Mal vierzig Bände geschrieben, deren Zweck es war, die moralischen, philosophischen, ja sogar politischen Doctrinen der Verfasserin anzugreifen oder zu vertheidigen. Fragt uns nun aber der Leser nach dem Endresultat all dieser tiefsinnigen Controversen, so erlauben wir uns, selbst auf die Gefahr hin, von allen Kritikern für vollkommen unkritisch erklärt zu werden, den Ausspruch, daß diese Herren alle uns um Kaisers Bart gestritten zu haben scheinen, weil sie alle von einer falschen Voraussetzung ausgegangen sind. Sie haben, wie Georges Sand selbst irgendwo sagt, farbige Luftblasen für Leuchttürme genommen, d. h. sie haben Leidenschaften für Gründe, beredte Klagen für Systeme, einen Schrei des Herzens für eine logische Schlussfolgerung gehalten.

Wir wollen uns hier mit denen in keinen Prinzipienstreit einlassen, die, als echte Kinder unsrer Zeit, von praktischen Bestrebungen geleitet, die Theorie der reinen, sich selbst als Zweck genügenden Kunst eine unfruchtbare nennen und sie verwerfen. Es sei, wie sie wollen, der Künstler tadelnswerth, wenn sein Werk nicht eine Idee völlig und bis in ihre letzten Consequenzen entwickelt; wir wollen ihnen zugeben, daß der Künstler, der dies nicht vermag, besser thut, zu schweigen. Aber mit so größerem Rechte dürfen wir dann von diesen Kritikern verlangen, daß sie nicht, ihrem System und Urtheil zu Liebe, den Künstler willkürlich umgestalten und ihn wider seinen Willen zu Consequenzen hintreiben. Erhebet doch nicht eine glänzende poetische Individualität zu einer socialen Macht, sowohl Ihr, die christlich frommen Moralisten, um sie anzugreifen, als Ihr, die ungestümen Neuerer, um sie zu vertheidigen. Lasset den Dichter in seiner eigenen Sphäre zu einer Ueberzeugung von innen heraus gelangen. Wüßtet Ihr nur, wie lächerlich Ihr Euch macht, indem Ihr den Dichter unserer Zeit so realistisch-praktisch auffaßt. Um was seid Ihr, die Ihr in jedem Dichterwerke einen Beweis für Alles finden wollt, im Grunde klüger, als jener Mathematiker, der einen Poeten frug, was sein Werk beweise?

Georges Sand ist aber nur ein Poet, und hat neben allen Eigenschaften auch alle Mängel eines wahren Dichters. Eine Einbildungskraft, die in ihrem gewaltigen Aufschwung den Leser stürmisch mit sich fortreißt; eine geistige Organisation, die leicht erregt und beweglich, jedem Eindruck zugänglich ist und Alles mit Leidenschaft erfaßt und tief in sich aufnimmt; Gluth der Begeisterung und Reichthum der Sprache: — was fehlt ihr nun noch zu einem Dichter? Und ist nicht ihr äußerer Lebenslauf selbst ein ungewöhnlicher, zeigt er nicht von inneren Stürmen und Qualen? Unglücklich verheirathet, hatte sie mit der Ehe gebrochen; reich, hatte sie alle ihre Güter hinter sich gelassen und, wie die auswandernden Völker des Alterthums die Götter ihres Stammes allein in die neue Heimath mitnahmen, so hatte auch sie nur die Stammgöttin jener singenden Zugvögel der Menschheit, die man Dichter nennt, die Freiheit allein, sich bewahrt aus ihrem früheren Leben. Aber sie mußte das materielle Dasein fristen; noch war sie sich ihrer selbst unbewußt; man rieth ihr zu schreiben und sie schrieb. So war also jener, — wie

die Einen lobpreisen —, tief philosophische, — wie die Andern anklagen —, tief verderbte Gedanke, der ihr erstes Buch (Indiana) erzeugte, der: Brod zu haben. „Weil ich Erzählungen geschrieben habe, um den Lebensunterhalt zu gewinnen, den man mir anderweitig versagte, und weil ich dabei mich erinnert habe, daß ich unglücklich gewesen bin; weil ich es gewagt habe, auszusprechen, daß es in der Ehe Wesen gibt, die unglücklich sind in Folge der Schwäche, welche man der Frau anbefiehlt, wie in Folge der Brutalität, welche man dem Manne erlaubt, in Folge schmachvoller Mißbräuche endlich, welche die Gesellschaft unter ihren Schutz nimmt und mit ihrem Schleier deckt: — um dessentwillen hat man mich für unsittlich ausgeschrie'n und hat mich behandelt, als wäre ich der Feind der ganzen Menschheit.“

Indiana hatte einen unerhörten Erfolg. Es war eine mit dem wärmsten Herzblood geschriebene Geschichte, glühend im dreifachen Feuer der Leidenschaft, des Schmerzes und des Zornes. Die Fabel des Buches war eigentlich nichts Neues; es handelte sich um eine Gattin, einen Ehemann und einen Geliebten. Das Portait des Ehemanns war nicht sehr schmeichelhaft, darüber braucht man sich nicht zu wundern, das Gegentheil wäre erstaunlicher gewesen. Der Geliebte selbst, — und das scheint uns ein Zeugniß einer ersten Herzenstauschung — spielt in diesem, wie in einigen anderen Romanen der Sand, eine sehr traurige und gehässige Figur; „er hat eine schlechtere Rolle, als der Ehemann selbst.“ Die schönste Rolle war, und auch das darf nicht befremden, der Frau vorbehalten. Aber trotz dieser einfachen Elemente zeigte das Buch, daß sein Verfasser nicht allein das menschliche Herz in seinen verborgensten Tiefen kenne, sondern auch die Hilfsmittel einer dramatisch ergreifenden Gruppierung und eines mächtigen Styles besitze. Niemand kannte das Pseudonym, unter welchem das Buch erschien; aber die Reinheit der Form, die Geschmeidigkeit der Sprache und die geschickte Anordnung der Scenen schienen zu dem Schlusse zu berechtigen, daß es von einem durchgebildeten Schriftsteller herrühre. Andererseits aber erkannte man an manchen befremdlichen, kraftvoll kühnen, frisch, beinah wilden Aufschwüngen und Sprüngen, so wie an einer gewissen natürlichen, lebendig quellenden Eleganz, welche die längere Lebenserfahrung meistens entstellt oder abstumpft, einen neu in die

literarische Laufbahn eingetretenen Geist und eine junge Leidenschaft. Die Kritik sah sich genöthigt, diesen Erfolg, der ohne ihre Mitwirkung errungen war, anzuerkennen, nachdem sie lange Zeit, uneingedenk der Horazischen Vorschrift, sich sehr darüber gewundert hatte; sie suchte sich aber, da einstweilen das Geschlecht des Dichters unbekannt worden, damit zu helfen, daß sie sagte, alle Frauen hätten ihren Roman im Herzen und wenn dieses Geheimniß erst einmal gesagt wäre, so bliebe ihnen Nichts mehr zu sagen übrig. Dabei fehlte es von anderen Seiten nicht an Angriffen auf die Moral des Buches; die Verfasserin, die doch wohl in Bezug auf ihre Absicht auch, gehört zu werden, ein Recht hat, sagt hierüber in ihren Briefen: „Indiana schien mir, als ich es schrieb, nichts weniger, als „eine Rechtfertigung des Ehebruchs zu sein und ein eigentlicher Ehebruch wird ja in dem Buche auch gar nicht begangen.“

Das Urtheil der Kritik, das ihr die Befähigung zu ferneren Productionen abgesprochen hatte, strafte Georges Sand auf die glänzendste Weise Lügen, indem sie sechs Monate nach Erscheinen der Indiana ihren zweiten Roman, *Valentine*, veröffentlichte. Auch in diesem waren die Hauptpersonen, um die sich das Interesse bewegt, wieder ein Ehemann, eine Frau und ein Geliebter; denn die Schriftstellerin hatte noch wenig gelebt und besaß daher nur eine Senne auf ihrem Bogen; aber der Pfeil, den sie dies Mal damit schleuderte, hatte eine neue Form. Der Gatte war nicht mehr ein brutaler Ignorant, sondern ein kalt höflicher Egoist und zwar letztes im höchsten Grade. Der Liebhaber dagegen hatte um hundert Procent gewonnen; er war edelsinnig, hochherzig und schön. Die Frau, wenn auch anders begabt, als Indiana, war doch beinahe dieselbe geblieben. Das dramatische Interesse des Buches war eben so ergreifend als das vorige, während die mit Liebe ausgeführten und offenbar aus eigener Anschauung hervorgegangenen Naturgemälde ihm einen Reiz mehr verliehen und zugleich die erste Offenbarung jener tiefen Empfänglichkeit für Naturleben waren, welche zu Georges Sand's hervorragendsten Charakterzügen gehört. Der Schluß, den man, — wenn man durchaus Schlüsse ziehen muß — aus dem Ganzen machen konnte, war ein streng moralischer; denn „das alte „Fatum tritt ein und hindert die ehebrecherische Gattin in einer zwei-

„ten Ehe ein Glück zu genießen, das sie nicht ruhig zu erwarten verstanden hat.“

Mit Valentine hatte Georges Sand sich in der Gunst des lesenden Publikums befestigt und ihr Name zählte fortan in der Literatur. Ihr nächstes Werk war Jacques; es wurde zwar später veröffentlicht, aber früher geschrieben, als Laelia, muß daher, wo es sich um ihre schriftstellerische und Charakter-Entwicklung handelt, früher betrachtet werden. Die Hauptpersonen sind auch hier wieder dieselben: die Frau, der Mann und der Liebhaber; nur ist diesmal die schöne Rolle dem Manne vorbehalten. Jacques hat Alles, was nöthig ist, um eine Frau glücklich zu machen; er ist eben so groß, als gut; wenn er auch mit dem Herzen schon etwas viel gelebt hat, so besitzt er doch eine so edle, hochsinnige Seele, daß es unmöglich ist, ihn nicht zu lieben. Der obligate Nebenbuhler, der Liebhaber, kann ihm durchaus nicht an die Seite gestellt werden; denn Octavio ist ein Mensch von ganz gewöhnlichem Schlage und doch unterliegt Fernando im Kampfe zwischen Liebe und Treue. Man ist so ziemlich allgemein übereingekommen, daß dieser Roman der unmoralischste aller Sand'schen Romane sei; man sagte, er sei eine absolute Negation der Liebe innerhalb der Ehe. „Es ist sehr möglich, daß Jacques Alles beweise, was man an Feindseligem gegen das Institut der Ehe darin gefunden zu haben vorgibt. Es ist aber eben so wahr, daß man andererseits auch gerade das Gegentheil darin gefunden hat und vielleicht eben so im Rechte war.“ Nach unserer Meinung war in Jacques die Absicht der Schriftstellerin, hauptsächlich die, darzuthun, daß zu einer glücklichen Ehe die Uebereinstimmung der geistigen und Herzensbildung erforderlich ist. Fernando ist im Grunde ein liebes, gutes, herziges Kind, mit der es sich leicht leben läßt und das alle Anlagen hat, glücklich zu sein; aber sie ist durchaus unfähig, sich in die höheren Regionen des Geistes und Herzens zu erheben; sie ist nicht im Stande, eine gleichbegabte und gleich berechnigte Gefährtin ihres Mannes zu sein; sie begreift weder ihn noch seine Liebe. Ihre wahre Liebe nun muß daher nothwendig einem auf gleicher geistiger Stufe mit ihr stehenden Manne zufallen und so entsteht bei einem Leben in der Zurückgezogenheit um so natürlicher eine Neigung zu Octavio, als dieser zu Silvia, Jacques's Schwester, in demselben Verhältnis steht, wie

Fernande zu letzterem, sich also zwei geistig gleiche Naturen zusammenfinden. Der Ausgang des Buches scheint uns, insoweit er einen Ausspruch Octavio's: „daß Jacques und Silvia erhabene Narren sind, mit denen man aber unmöglich zusammen leben kann“ gewissermaßen realisiert, eine bittere Anklage gegen die Alltäglichkeit und mag daher Manchen verletzt haben; aber eine Verurtheilung des Buches als unmoralisch halten wir dadurch noch nicht für gerechtfertigt.

Nach Jacques kam Laelia. Seit dem Erscheinen Indiana's hatte die Verfasserin gelebt; sie hatte geliebt; sie hatte abwechselnd aufgehört zu lieben, oder geliebt zu werden; sie hatte gelitten und zu ihren großen Leiden waren noch kleine Dualen in Folge ihrer ausnahmsweisen Stellung hinzugekommen. Erst hatte sie an der Liebe in der Ehe verzweifelt, jetzt verzweifelte sie an der Liebe, am Leben, an Gott, an Allem und eines Tages in einem Fieberanfall, in der Mitte zwischen Wuth und Niedergeschlagenheit, schrieb sie Laelia.

Als dieses Buch erschien, erreichte die doppelte Ebbe und Fluth des Hasses und der Begeisterung, welche Georges Sand bei ihrem ersten Auftreten erregt hatte, ihren Höhepunkt. Während jenseits des Rheines die tieferen Denker, die strebsameren, unruhigeren Geister sie als Prophetin mit einem lauten Hosannah begrüßten, während diesseits des Rheines das junge Deutschland ihr den Arm reichte, als einer begeisterten Seherin einer kommenden, besseren Zeit, fehlte es andererseits auf beiden Rheinufeln nicht an Stellvertretern der gewöhnlichen Moral, welche sie geradezu eine Giftmischerin nannten, welche wegen des gefährlichen und klar ausgesprochenen Skepticismus dieses Buches ein „Steinigt sie“ über das andere riefen.

Die arme Georges Sand! Sie war weder eine Locusta, noch eine Pythia; sie war nur eine Dichterin, welche in einer Art von Delirium zu einer Ueberreizung aller ihrer Fähigkeiten mit Ausnahme der vorzüglichsten, der Vernunft, gelangt war. Laelia ist zugleich das beste und das schlechteste, sicher aber das am mindesten logische, also auch am mindesten zu einem Schlusse berechtigende Buch, das Georges Sand geschrieben. Alles ist darin schön, majestätisch, man-

nichfach, aber es ist die Schönheit, die Majestät, die Mannichfaltigkeit eines Chaos. Laelia, Tremmor, Stenio, Pulcherte sind vier Figuren, welche nicht Ideen, sondern Seelenzustände darstellen; diese vier Figuren sprechen und streiten nun mit einander bis in's Unendliche; eine jede von ihnen hat abwechselnd Recht und Unrecht; am Ende aber haben sie alle vier Unrecht, weil das Werk eben keinen Schluß hat. Das ganze Buch ist vor Allem als ein Spiegel verschiedener Seelenzustände der Verfasserin zu betrachten, als ein Ausdruck ihrer jedesmaltigen Stimmung. „Du fragst mich, ob dieses Buch eine Comödie ist? Ja und nein, je nach den Tagen, an denen es geschrieben worden. In einzelnen Nächten, wo meine Seele in sich kehrte, und wo ich mich, von höherer Begeisterung getrieben, zu einem erhabenen Schmerz resignirte, schrieb ich sanfte Stellen und glaubte ich an das, was ich schrieb. Dann aber kamen jene Morgenstunden der Ermüdung nach so durchwachten Nächten, Stunden des Ingrimms, dann spottete ich herb und scharf über meine gestrigen Gedanken und dachte wirklich all die Blasphemieen, die ich niederschrieb. Dann kamen wieder Nachmittage einer scherzhaft-ironischen Laune, in denen ich mir ein Vergnügen daraus machte, zu zeigen, daß die Philosophie hohler, als ein Schlauch und unsicherer, als das Glück sei. . . . Dieses so schlechte und so gute, so wahre und so falsche, so ernsthafte und so spöttische Buch ist sicherlich das tiefst-, schmerzhaftest- und schärfst-gefühlte, das ein fieberndes Gehirn je erzeugt. Darum ist es auch verkrüppelt, unverständlich und konnte unmöglich allgemeinen Beifall finden. . . . Diejenigen allein, welche dieselben Qualen gelitten und die es wie eine von Schluchzen, traurigem Lachen und Fluchen unterbrochene und begleitete Klage eines von Fieberschauern Geschüttelten angehört haben, diese allein haben es richtig aufgefaßt und sie allein lieben es, ohne es zu billigen. Sie halten gerade Das davon, was ich davon halte; es ist ein abscheuliches Krokodil, das aber sehr schön secirt ist; es ist ein nackt aus der Brust herausgekehrtes, blutendes Herz, ein Gegenstand des Abscheues und des Mitleids zugleich.“

Nach diesem großen Schmerzensschrei, der Laelia heißt, schien sich Georges Sand's Gemüth ein wenig zu beruhigen und nach und nach heiterer zu werden. Ihre gesellschaftliche Stellung ge-

wann einen festeren Unterbau; sie trennte sich gerichtlich von ihrem Manne, kam wieder in den Besitz ihres Vermögens und suchte in den Gebirgen der Schweiz, unter dem schönen Himmel von Florenz und Venedig minder düstere Gedanken und eine Begeisterung lachenderer Art. Außer einer Anzahl kleinerer Novellen (Lavinia, Mattea, Metella, die Marquise) schrieb sie damals den Geheim-Secretair, „dessen Stoff die Freuden ehelicher Treue sind;“ Leont, das „in rein künstlerischer Absicht geschrieben ward und ein Seitenstück zu Manon Lescaut sein sollte.“ Dann kam André, eine frische Dasis, wo der leidende Dichter ausruht. Derselben Periode (von 1833—37) gehört auch noch Simon an, das ehrsam, „wie ein frommes Kindermärchen, mit einer Heirath schließt.“ Das bedeutendste Buch aus jenen Jahren, so wie überhaupt dasjenige, in dem man über Georges Sand's inneres stürmisch bewegtes Leben und über die traurigen Wechselfälle ihres Geschickes die meisten Aufschlüsse erhält, sind die Briefe eines Reisenden. Es gleicht dieses Buch jenen Meilensteinen auf den Straßen, auf denen man den Weg angegeben findet, den man schon zurückgelegt, so wie den, welchen man noch zu machen hat. Die Briefe sind eben so oft die Geschichte einer Vergangenheit, die hinter der Schreibenden liegt, als die Andeutung einer Zukunft, die erst noch von einem weit entfernten Horizonte heraufsteigen soll. Wenn der erste Band voll Melancholie ist, „geschrieben in einer Geistesstimmung, die derjenigen, welche in Lælia geschildert wird und welche dieses Buch erzeugte, so sehr gleicht, daß die Verfasserin bedauert, nicht noch einmal Lælia schreiben zu können;“ so blüht dagegen in vielen Stellen des zweiten Bandes schon Strahlen der Hoffnung und einer starken, edlen Ueberzeugung auf, die sich aus den innersten Tiefen der Seele hervorkämpft.

In der That ging auch die frühere Epoche des leidenschaftlichen Drängens und Stürmens stufenweise immer mehr in einen Zustand der Ruhe und der Poese über. Die nächsten literarischen Arbeiten der Verfasserin zeigten schon von dieser Umwandlung, indem sie theils wie die Letzte Aldini oder der Mosaikarbeiter rein künstlerisch-novellistischer Natur waren, ohne alle sociale oder andere Tendenz, theils, wie Mauprat, die edelsten und erhabensten, des allgemeinen Beifalls gewissen Gesinnungen entwickelten. Indes hatet

Georges Sand mit einem Manne ein edles Freundschaftsbündniß geschlossen, der in andern geistigen Gebieten sich durch ein dem ihrigen gleiches Talent, so wie durch einen eben so hochherzigen, aber eraltirten Freimuth und eine ähnliche poetische Beweglichkeit auszeichnete. Eine Frucht dieses vertrauteren Umgangs mit Lamennais waren die mit religiösen Tinten gefärbten Schriften der Sand. Die erste derselben erschien in dem von Lamennais geleiteten Journal *Le Monde* unter dem Titel: (Fünf) Briefe an Marcia, in welchen sich eine ganz christliche Resignation kundgibt und deren Inhalt vollkommen hinreicht, um die sogenannten „destructiven Tendenzen,“ welche man in den individuellen Schmerzensäußerungen der *Lélia* finden wollte, zu widerlegen.

Aber die Dichterin, deren unstetes inneres Wesen immer vom heißen Orange nach der Zukunft hingetrieben wird, blieb nicht lange beim Christenthum stehen. Georges Sand ließ den zumal etwas kegerischen Lamennais'schen Katholicismus bald hinter sich, weil er ihr nicht die Elemente in sich zu tragen schien, aus denen sich eine thatkräftige, wirksamere Religion, eine Religion der Zukunft erbauen ließe und suchte diese aus der Sphäre des Pantheismus zu entwickeln. So schrieb sie während ihres Aufenthaltes auf den Balearischen Inseln (den selbst sie in ihrem: *Ein Winter im Süden Europas* schilderte) ihren *Spiridion*. Dieses Buch ist gewissermaßen eine Geschichte des intellectuellen Dramas, das in den Köpfen aller tieferen Denker spielt, die in der Auseinanderfolge der Jahrhunderte sich mit den Glaubensangelegenheiten beschäftigt haben. Die Verfasserin sucht darin die successiven Umwandlungen der Philosopheme und Religionen zu erklären und stellt als Endresultat die gläubige Aussicht auf die baldige Erscheinung eines Dogmas, das welterlösender und umfassender sein soll, als die bisherigen Religionen. Trotz dem der Dichter und Romanschreiber durch das Interesse der Leidenschaften, mit denen er in mannigfach wechselnder, reicher und durchsichtiger Form die Philosophie umgibt, dieser zu Hilfe zu kommen suchte, — ist dennoch *Spiridion* schon um seines allzu ernsthaften Stoffes willen weniger in die Hände des großen Lesepublikums gekommen. Dasselbe gilt auch von den zwei nächsten Werken Georges Sand's, welche mit *Spiridion* gewissermaßen in geistigem Zusammenhang stehen; jedoch läßt sich

nicht läugnen, daß in den Sieben Saiten der Lyra und in Gabriel die Dichterin ihres Stoffes nicht Meister genug ist.

Man darf einen Hauptzug in dem Charakter der Sand nicht übersehen, einen echt weiblichen Zug, der auch den Schlüssel zu den verschiedenen Phasen und Uebergängen liefert, die ihr Geist durchgemacht; es ist dieses eine ungewöhnliche Empfänglichkeit. Die Phantasie der Sand ist ein wahrer, weiblicher Schooß; sie reißt auf und gebärt. Die Umgebungen dieser Dichterin haben immer einen großen Einfluß auf ihre Schöpfungen gehabt und oftmals haben sie dieselben hervorgerufen. Als sie in der Gesellschaft Sandeau's lebte, war die Liebe das Hauptmotiv ihrer Dichtungen; als sie Lamennais zum Freunde erhielt, wurde es die Religion, die Philosophie. Die neuesten Schriften der Sand verrathen, daß sie einen neuen Kreis von Freunden erhalten hat, daß die socialistischen Philosophen, wie Pierre Leroux u. A., die täglichen Gäste ihres Hauses geworden sind. In dem französischen Wanderburschen betritt die Sand zum ersten Male das politisch-socialle Feld, und pflanzt auf demselben die rothe Fahne des Radicalismus auf. Zum Glück hat die unerschöpfliche Gabe der Gestaltung und des tiefen Gemüths die Dichterin auch auf diesem Gebiet nicht verlassen, wo ihr Geist in ein Labyrinth gerathen ist, aus dem er sich nicht herauszufinden weiß. Die Liebe, die Religion liegen im Kreise der Frauen; aber die Politik, die Philosophie ist eine fremde, unfruchtbare Zone für sie. Was in dem Wanderburschen und im Horace schön und großartig ist, das gehört dem Dichter Georges Sand, der auch das gemeinste Leben zu idealisiren weiß; der Politiker Sand ist ein Stümper, und wir erinnern uns dabei der Worte des alten Börne: „Viel lieber will ich eine Frau Tabak rauchen sehen, als von Politik sprechen hören.“ Die Sand hat in der That das Unglück, eine Raucherin zu sein; sie liebt die Papier-Cigaretten mit Leidenschaft.

Wir sprachen so eben von Horace. In diesem Werke zeigt sich am deutlichsten, wie unverwundlich die Göttergabe des Talentes unserer Dichterin ist. In Mitte politischer Exaltationen, in Mitte trivialer Gegenstände schießt der grüne Baum ihrer Poesie hoch und kräftig empor. Horace ist ein Studentenroman; Studenten, Ori-

setten, ein Malerlehrling, — dies sind die Figuren, aus welchen die Sand eine Dichtung componirte, eine Dichtung mit allem Glanze der Poesie und tiefen Seelengriffen. Die Pariser Studenten sind glücklicher als die deutschen; sie haben bessere Schilderer gefunden, als Schaden und Plinius der jüngste; ein Dichter hat sich für sie begeistert und sie verherrlicht; der deutsche Student ist bisher nur zu Auerbach's = Keller = Scenen benutzt worden, höchstens hat man ihn zu einem Schweizer, zu einem Koller idealisirt.

Das neueste Werk der Sand: Consuelo ist noch nicht vollendet.